

KULTUR-KOLUMNE

„Elwetritsche jage un fonge“



VON
JOSÉ F.A.
OLIVER

Was wäre das Leben ohne die schmucken Sätze, die unsere Erkenntnisse bündeln und den Alltagstrott erträglicher machen, indem sie über das Gewohnte und Gewöhnliche hinausweisen? Sie sind von tadellosem Wert. Aus Wörtern gefertigte Geistesgaben, die vor allem eines offenbaren: ein präzises Handwerk des Sagens; die feststellen, benennen oder Visionen in sich kristallisieren. Ein wunderbarer Schatz. Erfahrungen, die mitunter aus unerwarteten Abenteuern entspringen – kleinen wie großen –, und bald in ihrer hellstichtigen Durchdringung der Verhältnisse zu Weisheiten werden. Selbst dort, wo Sätze im gegenseitigen Widerspruch sind oder gar Bedrohliches aus ihnen münden. Sie ahnen oft mehr als wir uns überhaupt vorstellen können. Sie wissen um die geheimnisvollen Seiten unseres Daseins und greifen unvermutet Rätselhaftes auf. Das Schönste indes ist die Weite, die sie uns für die Verzweigungen unserer Phantasie schenken. Ein Raum, der weitere, erlebbare Räume der Träume öffnet, die keine Illusionen sind. Wie ein Haus, das uns Zuflucht gewährt und Schutz.

Es ist freilich nicht nur ihre Inhaltsfülle, die mit einer betörenden Anziehungskraft daherkommt. Bedeutender scheint mir die ökonomische

Architektur, die sie für sich in Anspruch nehmen. Wenig realer Platz und dennoch sind sie stets vorhanden. Eine Präsenz ohne Last. Denn diese sich ständig mehrenden Kleinode aus Gedanken und Gefühlen brauchen keine großzügigen Lagerräume und haben kein messbares Gewicht wie Gepäckstücke gewogen sein wollen. Im Gegenteil. Sie machen alles leichter, indem sie ein innerer Kompass sein dürfen. Eine Orientierung aus dem großen Durcheinander in ein Geordnetes im Unüberschaubaren der Zusammenhänge. Zumindest mir geht es so. Sätze erleichtern meine schweren Koffer aus Fragen und Zweifeln. Die Prachtexemplare solcher Klugheiten finden sich indes nicht nur in der gesprochenen Sprache, sondern auch im Geschriebenen. In Büchern.

Innerer Buchhalter

So las ich in einer Textsammlung mit dem reizvollen Titel „Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten“ einen Satz, der mich innehalten ließ: „Lange vor den Dichtern waren die Buchhalter da.“ Es ging in dem Beitrag um frühe Schrifttafeln. Genauer gesagt um eine Tontafel, gefunden im Südirak aus den Jahren 3100–3000 v. Chr. Ein mesopotamisches Täfelchen über eine Bierrechnung. Das faszinierte mich. Die Mündlichkeit sei zwar vor der Schriftlichkeit dagewesen, aber all das, was sich Menschen nicht in Versen oder Liedern hätten merken können, sei mit Schilfgriffeln in Ton geritzt und später, um den Schriftstücken eine Beständigkeit zu geben, gebrannt worden. Ein buchhalterisches Anliegen also. Als ich dieses, in einem Satz

vermerkte Forschungsergebnis in der sehr nachvollziehbaren essayistischen Abhandlung aufgeschnappt hatte, meldete sich sofort mein „innerer Buchhalter“ und fragte, ohne dass ich ihn beauftragt hätte, nach dem Dichter in mir. Ob auch in mir zuerst der Buchhalter da gewesen sein könnte und dann erst der schreibende Dichter? Was notiere ich mir? Wie und wann? Gab es da auch Ungeklärtes, das ich als Notate im Gedächtnis trug?

Danach ging ich wieder einmal auf Reisen. In meiner Eigenschaft als neu gewählter Präsident des PEN-Zentrums Deutschland sollte ich dem Fachwerkstädtchen Neustadt an der Weinstraße einen Kurzbesuch abstatten. Anlass war die Verleihung des Kulturpreises der Stadt an den Literaten Michael Landgraf, der jüngst zum neuen Generalsekretär des PEN berufen worden war. Als wir beide vor der abendlichen Feier in der mittelalterlichen Stiftskirche einen Rundgang durch die Altstadt machten, die ich allen nur empfehlen kann, führte er mich an einen Brunnen und beteuerte kurz zuvor, dass wir nun ein besonderes Ereignis der Stadt sehen würden: den „Elwetritsche-Brunne“.

Mir stockte der Atem. Plötzlich war da der innere Buchhalter zugegen, der sich aus der Erinnerung an meine Kindheit Einiges notiert hatte, das von mir nie enträtselt werden sollte. Durchaus vergleichbar mit uralten Piktogrammen untergegangener Epochen. Da war ein Satz, der mich als Kind ins Geheimnisvolle katapultiert hatte und der jetzt endlich nach so vielen Jahren entziffert wurde.

Wenn wir als Kinder mit unseren Ziehelttern in den Wald gingen, aber nicht so

richtig Lust auf die Nachtwanderungen hatten, sagten sie uns: „Mir gen in de Wald, Elwetritsche jage un fonge!“ Das hörte sich spannend an und klang nach richtigen Abenteuern. Natürlich haben wir nie welche mit heimgebracht. Sie waren stets unauffindbar. Vor dem Brunnen stehend, sollte ich endlich, endlich sehen, was „Elwetritsche“ sind. Die Figuren in Neustadt gaben mir die späte Antwort. Phantastischen Hühnern ähnliche Wesen, die zu regelrechten „Fabel-Flüglerinnen“ mutiert waren, weil sie sich im Wald verirrt hatten und den Nachhauseweg in ihren Stall nicht mehr gefunden hatten. Abenteurer und Mahnung zugleich.

In der Pfalz machen sich bis heute die Menschen bisweilen auf die Jagd nach den gefiederten Geschöpfen – mit Laterne und Sack – und können sie doch nicht aufstöbern. Jetzt weiß ich, „Elwetritsche“ sind ein Sinnbild dafür, nicht irgendwelchen Phantomen hinterherzuhetzen, sondern den Boden unter den Füßen nicht zu verlieren. Genau das schwebt mir auch als Präsident des PEN vor.

Mit der literarischen und politisch-sozialen Notwendigkeit im Alltag sein und Präsenz zeigen, wo das freie Wort, das gesellschaftlich Verantwortung trägt, in Gefahr ist, und Schreibende, die sich ihm verpflichtet fühlen, verfolgt und verhaftet werden oder einfach verschwinden ...

Bis bald!